

Wie Ärzte ticken. Warum Mediziner so oder anders entscheiden

Jerome Groopman
Südwest-Verlag, München 2010
342 Seiten
ISBN 978-3-517-08598-2

Der Autor, renommierter Onkologe und Infektiologe an der Harvard Medical School, legt hier einen schillernden Erfahrungsbericht aus seiner ärztlichen Tätigkeit vor, wobei er immer wieder sein eigenes Innenleben offenbart: ein dramaturgischer Effekt klassischer amerikanischer Sachbuchliteratur, aber durchaus sympathisch.

Der Tenor seiner Aussage besteht in einem Plädoyer an die ärztlichen Kollegen, selbstkritischer zu sein, gegenüber den eigenen vorgefassten Meinungen, aber auch gegenüber einer bedingungslosen Hörigkeit gegenüber Statistiken, den als universell gültig verkauften „Guidelines“, Skepsis auch gegenüber subjektiv gefärbten Wahrnehmungen und sehr vordergründigen Motiven zur Bereinigung von eigenen Zweifeln im Entscheidungsfall.

Zu kurz kommt hier allerdings – insbesondere im Heimatland des Autors – der Fragenkomplex rund um die so genannte „forensische Indikation“: Bin ich verpflichtet zu handeln oder nicht? Riskiere ich eine Anzeige, wenn ja/wenn nicht?

Das Buch ist auf den Schilderungen von Patienten und ihren Nöten aufgebaut, wenn sie nicht das geneigte Ohr eines kompetenten Arztes finden, zeigt aber auch auf die Diskussionen unter den Ärzten – auch dies sehr anschaulich und für Laien durchaus verständlich dargelegt. Der Laie bekommt Einblick in die höchst persönlichen Verhaltens- und Denkweisen der von ihm kontaktierten Ärzte, die nun eben – siehe Titel – jeweils anders „ticken“. Dabei wird nicht immer der Arzt mit der „richtigen“, d. h. mit der zum Erfolg führenden Diagnose als der strahlende und sympathische „Sieger“ hingestellt; er kann auch als ruppiger Experte, kurz angebunden und barsch, in Erscheinung treten, Hauptsache, es gereicht dem Patienten zum Besten.

Nicht alles, was als „Befindlichkeitsstörung“ daherkommt, ist gleich als „funktionell“ oder „psychosomatisch“ zu qualifizieren. Andererseits bieten die Patienten mitunter die „Depression“ als vordergründig an, hinter welcher sich der Leidensdruck einer somatischen, aber noch nicht definierten Krankheit steckt (Diabetes, endokrine Dysfunktionen).

Diese vielen Inhalte der Kommunikation zwischen Arzt und Patient unterstreicht der Autor durch die Schilderung von berührenden Schicksalen, bei denen das Durchsetzungsvermögen der Patienten oder ihrer nächsten Angehörigen (Eltern für Kinder!) gegenüber frustrierten Ärzten, die mit ihrem Latein am Ende sind, eine entscheidende Rolle spielt.

Der Autor appelliert an die Ärzte, sich den Patienten und den Schilderungen ihrer Beschwerden in Ruhe zu widmen. An die Adresse der Patienten lautet die Botschaft, ihr Vertrauen auf den Arzt und in seine Kompetenz zu pflegen.

Ein Anliegen, das Kollegen in Europa noch nicht so ganz geläufig ist, besteht im Umgang der Ärzte mit Fehlern, dem Entwickeln einer Fehlerkultur. Darin haben die US-Kollegen eindeutig Vorsprung und bereits einen höheren Entwicklungsgrad erreicht. Dabei ergeht sich der Autor keineswegs in einem Meaculpismus, sondern erläutert in seiner anschaulichen, manchmal saloppen Weise die Hintergründe, die zu offensichtlichen Fehlern führen „mussten“, und wie eine nachhaltige Manöverkritik gestaltet werden kann.

Eine wohltuende Neuheit bei der Gestaltung des Buches ist eine mehrseitige Erläuterung der verwendeten Zitate aus der medizinischen Literatur, die nicht nur bibliographisch angeführt, sondern auch populärwissenschaftlich erklärt und diskutiert werden – zweifellos eine willkommene Informationsquelle für den interessierten Laien.

Damit vorläufig genug des Lobes, doch es darf eben auch kritische Anmerkungen geben.

Die vom Autor zitierten und teilweise in extenso diskutierten Fälle sind zweifellos medizinisch

interessant, doch entweder gleich „zu klar“ (siehe den zur Einleitung gewählten Fall von Malabsorption) oder so vertrackt (wie die Geschichte des eigenen Handgelenks des Autors).

Für europäische Ärzte und Leserschaft wäre auch ein Kommentar zu spezifisch US-amerikanischen Praktiken wie der Pharma-Werbung in den Medien statthaft gewesen: Viele in unseren Breiten streng durch Rezeptpflicht geregelte Medikamente sind in den USA für Konsumenten über den Drugstore erhältlich; oder betreffend die Health-Maintenance-Organisations (HMOs), die Ärzte unter Vertrag nehmen, aber jede Menge Druck auf die Behandlungskosten ausüben: eine amerikanische „Entdeckung“ des Chefarztprinzips und der Deckelung seitens unserer Krankenkassen. Hier „ticken“ Ärzte sehr unterschiedlich: Solche, die sich von den durch Werbung beeinflussten Patienten unterkriegen lassen; solche, die sich durch die Zusicherung eines guten Vertrages von einer HMO „kaufen“ lassen, im Gegensatz zu jenen, die hier widerstehen und wie das die Patienten sehen und würdigen – auch im grauen Alltag außerhalb der gepriesenen Harvard Medical School.

Auch kann die in medizinischen Termini schwache Redaktion des Originaltextes nicht unerwähnt bleiben (an der die Übersetzerin wohl nicht ganz unschuldig ist), die sich von der Abbildung des Herzens (verwirrend in der Beschriftung, unglückliches Schwarz-Weiß, S. 163) über die „lymphozytische“ (statt lymphatische) Leukämie (S. 289) bis zur fälschlichen Erklärung der Abkürzung MDS (Myelodysplasie- Syndrom) als Spina bifida (S. 286) erstreckt – noch dazu mitten im Kapitel der erwähnten Bluterkrankung.

Alles in allem ist das Buch von Jerome Groopman eine typisch amerikanisch-saloppe Darstellung von ernststen Problemen der Kommunikation zwischen Arzt und Patient, aber auch der Fehlerkultur und Selbstkritik, die einem guten Arzt wohl anstehen. Obwohl der Autor – laut Klappentext – hauptsächlich mit Onkologie und HIV zu tun hat, macht er tunlichst einen großen Bogen um diese

Kapitel, so dass man am Ende das Gefühl hat, der Autor sei aus seinem eigenen beruflichen Alltag zwecks Abfassung dieses Buches herausgetreten.

„Wie Ärzte ticken“ (Orig.: How Doctors Think) kann man durchaus aus Groopmans Buch entnehmen. Es handelt sich dabei sicherlich nicht um einen großartigen Zuwachs an ärztekritischer Literatur, lässt sich aber immerhin als Sachbuch über die menschlichen Stärken und Schwächen der Ärzte würdigen.

F. Kummer

Ethik und Recht in der Humanforschung

Ulrich H. J. Körtner, Christian Kopetzki, Christiane Druml (Hrsg.)

**Springer Verlag, Heidelberg 2010
291 Seiten
ISBN 978-3-7091-0180-3**

Drei prominente Mitglieder der Ethikkommission des österreichischen Bundeskanzleramtes fungieren als Herausgeber und (Mit-) Autoren der vorliegenden Publikation, die u. a. den Anspruch stellt, eine „differenzierte Analyse des Verhältnisses zwischen Forschungsethik und Forschungsrecht“ sowie eine „Diskussion über wirksame Instrumente der Forschungskontrolle mit dem Ziel der Qualitätssicherung und -verbesserung“ zu bieten (Vorwort S. V). Dem Projekt zugrunde liegen Vorträge, welche die Autoren bei einer gemeinsam vom Institut für Ethik und Recht in der Medizin der Universität Wien und der Bioethikkommission im Jänner 2010 organisierten Tagung gehalten haben. U. Körtner (Forschungsethik und Menschenbild in Geschichte und Gegenwart, S. 1 ff.) eröffnet den Reigen der Beiträge.

Der Band enthält in der Folge einerseits Abhandlungen rechtswissenschaftlicher Natur, darunter von C. Kopetzki (Braucht Österreich eine Kodifikation des biomedizinischen Forschungsrechts?), C. Druml (Ethikkommissionen – Richtlinien, „scientific integrity“ und Reformbedarf), H. Eberhard (Forschungskontrolle durch Ethikkommissionen – von der kollegialen Beratung zur staatlichen Be-

hörde) sowie M. Grimm (Forschungskontrolle im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Qualität und Wissenschaftsfreiheit aus Sicht der Medizinischen Universitäten).

Daneben kommen Experten aus einzelnen humanwissenschaftlichen Forschungsbereichen zu Wort, unter ihnen der Genetiker M. Hengstschläger (Grundlagenforschung im Spannungsfeld zwischen Forschungsfreiheit und Kontrolle); der Klinische Pharmakologe M. Wolzt (Klinische Forschung im Spannungsfeld zwischen Forschungsfreiheit und Kontrolle) und die Psychologen G. Weber/I. Kryspin-Exner (Ethik in der psychologischen Forschung).

Um den Rahmen einer Rezension nicht zu sprengen, möchte ich mich im Folgenden auf einige grundlegende Aspekte beschränken.

Von der Anlage der Publikation her würde man eigentlich einen interdisziplinären Dialog zwischen den Rechtswissenschaftlern und den Vertretern der einzelnen medizinischen und verwandten Disziplinen erwarten. Dieser findet – meines Erachtens bedauerlicherweise – allerdings nicht wirklich statt. So bieten die Beiträge der Erstgenannten dem juristisch Gebildeten zwar einen guten Einblick in den Diskussionsstand zu den jeweils analysierten Fragestellungen (wenngleich mit nicht geringen Überschneidungen), manche dokumentieren eindrucksvoll die Belesenheit ihrer Autoren. Besonders hervorzuheben sind hier die rechtsstaatlichen Probleme, welche die Verlagerung gewichtiger Entscheidungen beim Eingriff in das Grundrecht auf Forschungsfreiheit auf (universitäre) Ethik- bzw. Evaluierungskommissionen mit sich bringen. Ebenso interessant ist die Abwägung der Vor- und Nachteile einer Kodifikation des biomedizinischen Forschungsrechts (samt Beispiel eines Kodifikationsversuchs aus dem Nachbarland Schweiz). Die Abhandlungen bleiben jedoch weithin auf so abstrakter Ebene, dass im Weiteren wohl nur facheinschlägig Vorgebildete daraus einen nennenswerten Erkenntnisgewinn ziehen werden können.

Konkreter als die juristischen erscheinen inso-

fern manche humanwissenschaftlichen Beiträge, die schwierige und strittige Einzelfälle zur Diskussion stellen, so etwa Hengstschläger, der die Möglichkeiten der Polkörperdiagnose denen der Präimplantationsdiagnose (PID) im engeren Sinne gegenüberstellt und aus medizinisch-ethischer Sicht die Lockerung des Verbots der letztgenannten Untersuchungsform in Österreich verlangt. Auch die Psychologen Weber und Kryspin-Exner stellen hochinteressante, teilweise historisch berühmt gewordene psychologische Experimente (z. B. das „Milgram“-Experiment, das vor drei Jahrzehnten sogar Eingang in das Politthriller-Genre gefunden hat – „I wie Ikarus“ mit Yves Montand in der Hauptrolle) zur Diskussion.

Angesichts dessen wäre es sehr interessant gewesen zu erfahren, was die z. T. sehr prominenten juristischen Autoren des Bandes zur Zulässigkeit etwa der psychologischen Experimente zu sagen haben (die Positionen mancher der Autoren zur PID kennt man immerhin schon aus vergleichbaren Publikationen). So könnte man ermessen, zu welchen konkreten Ergebnissen oder zumindest Beurteilungstendenzen die in abstrakter Form breit ausgefalteten juristischen Grundlagen führen.

Tatsächlich wird man hinsichtlich der Zulässigkeit so mancher von den Humanwissenschaftlern aufgeworfenen Forschungsmöglichkeiten leider trotz des hochkarätigen juristischen Sachverständes nicht klüger. Dies muss wohl als verpasste Chance bezeichnet werden.

Kritisches ließe sich auch zu manchen (rechts-)ethischen Positionen mancher Autoren sagen, z. B. zum Plädoyer für die Zulassung der PID. Ebenso Kritik verdienen die im Ergebnis wertrelativistisch-erkenntniskeptischen Tendenzen als Unterfütterung für Forderungen nach Erweiterung des biomedizinischen Handlungsspielraumes, wie sie sich exemplarisch in den Arbeiten von Körtner und Kopetzki finden.

Auf ethischem bzw. anthropologischem Gebiet erkenntniskeptische Positionen ganz allgemein als „Begründung“ für die Erweiterung von Hand-

lungsoptionen auf welchem Gebiet auch immer heranzuziehen, ist ein seit langem, man könnte sagen seit Jahrtausenden bekanntes Verfahren: Dem geschätzten Leser werden hier unschwer die sokratischen/platonischen Dialoge mit den Sophisten einfallen. Die u. a. in den genannten Dialogen erfolgte Infragestellung solcher Positionen ist allerdings ebenso bekannt. Insofern muss man auch nach Lektüre des vorliegenden Bandes sagen: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

T. Piskernigg

Ethik, Natur und Doping

Claudia Pawlenka
mentis Verlag Paderborn, 2010
276 Seiten, 3 Abb.
ISBN 978-3-89785-316-4

Claudia Pawlenka legt hier ein kleines, aber ehrgeiziges Kompendium einer Philosophie des Sportes vor, wobei sie ihren Mentor, den deutschen Philosophen Dieter Birnbacher in unzählbaren Zitaten (insbesondere aus seinem Werk „Natürlichkeit“ 2006) zu Wort kommen lässt. Dass die 1968 geborene C. Pawlenka eine ehemalige Hochleistungssportlerin und frischgebackene Privatdozentin für Philosophie ist, die unter den Fittichen von Birnbacher in Düsseldorf steht, erfährt man aus dem Internet, aber leider nirgends im Buch.

Zu Beginn umreißt die Autorin die neue Sicht auf die Ethik des Sports (es gibt eine eigene Fachzeitschrift seit 1974, die Gründung einer internationalen Vereinigung für die Philosophie des Sports 1972 usw.). Im ersten Kapitel geht es ihr um Definitionen (Wesen des Sports), die von einem erweiterten Begriffsverständnis getragen werden und neben der motorischen Aktivität (mit Selbstzwecklichkeit), Wettbewerb, Institutionalisierung und sportlichen Regeln auch ethische Grundwerte einschließen (Fairplay).

Hier tritt bereits eine Schwäche zutage, zumal sich die Autorin offensichtlich ausschließlich von jener Art von institutionalisiertem Sport leiten lässt, der auf den Sportseiten der Tageszeitungen zu

finden ist, wobei Aspekte der höchst individuellen Varianten des Privatsports nicht tangiert werden, obgleich sie in wichtigen Aspekten mindestens der sportlichen Gesinnung entsprechen (Selbstüberwindung, Leistungssteigerung, Trainingsstruktur, Klugheit und Offensein für fachkompetenten Rat, aber auch Konkurrenz unter Hochleistungs- und Hobby-Athleten etc.

Für C. Pawlenka wird Sport ausschließlich zu einem Wettkampf, der an feste Regeln gebunden ist und unter Garantie der Chancengleichheit abläuft. Nach Volkamer (1994) ist Sport definiert als Mittel zur Überwindung von willkürlich geschaffenen Hindernissen, Problemen und Konflikten - und dies vorwiegend mit körperlichen Mitteln, fair und nach gemeinsam vereinbarten Regeln. Der Sportphilosoph und Olympionike Hans Lenk sieht die Nützlichkeit der Fairness im Sport für den Alltag, wenn sie als eine Pufferfunktion genutzt wird (Deeskalation in Wettbewerbssituationen usw.). Im weitesten Sinn wird für eine Sportethik als Aspekt der Angewandten Ethik plädiert, gestützt durch Sportphilosophie, aber auch Sportpädagogik, Sportmedizin und andere.

Wenn sich die Sportethik aber mit Doping auseinandersetzt, kommt auch die Bioethik zu Wort - wieder bezogen auf das gigantische biologische Experiment (so die Autorin) des kompetitiven Hochleistungssports. Und schon tritt der Konflikt um die Identität des Sportlers hervor, genauer der Streit zwischen den Biokonservatoren und den Transhumanisten. Es scheint ja, dass der Olympismus mit seinem „Schneller-Höher-Stärker“ eine „Forderung nach Veränderung der naturgegebenen Physis“ impliziert, was für die Biokonservativen als Gefährdung, für die Transhumanisten als konsequente Entwicklung gilt (Birnbacher).

Teil 2 widmet sich „Natur und Sport“, genauer Natürlichkeit versus Künstlichkeit im Sport. Dies beginnt - aus der vorgegebenen Beschränkung auf den kompetitiven Sport heraus - mit den künstlichen Hindernissen und deren Überwindung, gebunden an die jeweiligen Spielregeln, und leitet

über zu den sattsam bekannten Schwierigkeiten bei der Definition von Natur, der auf die Sprünge verholpen wird, bzw. der Kunst, dabei natürlich zu bleiben (Birnbacher: „ein semantisches Chamäleon“). Kein Zweifel darf aufkommen, wenn ein natürlicher Mangel ausgeglichen wird (Augen-, Gelenks- oder Sehnenoperation), der kaum im Alltag, so doch im Hochleistungssport hinderlich wurde. Auch gegen präventive Maßnahmen (Traumavermeidung) kann kein Einwand bestehen. Weiters kann durch diätetische Kunstgriffe (z. B. Kreatin-Zusatz) das natürliche Muskelwachstum beschleunigt werden, ohne dass Doping vorliegt. Schließlich kann durch Höhentherapie (real oder simuliert) ein natürlicher Leistungszuwachs angestrebt werden. Der Autorin ist beizupflichten, dass es noch immer Natur ist, wenn eine natürliche Weiterentwicklung auf einem künstlich geschaffenen höheren Niveau ermöglicht wird.

Interessanterweise weicht sie hier vom Grundthema ab, um dem Gedanken der Natürlichkeit moderner Reproduktionstechniken ein eigenes Unterkapitel zu widmen (4.2., S. 71-88). Mit Recht weist sie auf das faktische Verschwimmen von Gemachtem und Gewachsenen hin und plädiert für die klare Grenzziehung. Jegliche Art der Zeugung ist immer an ein Zutun des Menschen gebunden, und das Resultat (Leibesfrucht) ist allemal Mensch und auch das IVF-Baby kein Biofakt. Der Unterschied – bei Zeugung wie bei Kontrazeption – liegt in der „natürlichen Intention“ (ehelicher Akt, natürliche Familienplanung) gegenüber einer „intentionalen Natürlichkeit“ (IVF, Pille etc.), die eigentlich bereits der Natur widerspricht. Das Wachstum des Fötus bleibt – unbeschadet der Methode – eine Angelegenheit der Natur, wenngleich die Reichweite menschlicher Planung kulturrelativ geworden ist und den Duktus der Natur zerrissen hat.

Ohne viel Mühe geht die Beweisführung der Autorin von der Manipulierbarkeit in der reproduktiven Technologie auf die analoge Überschreitung der Biogrenze im Sport, die nicht „gradierbar“ sei.

Was den Sport/das Training anlangt, so ist

– bei aller Natürlichkeit – ein gutes Maß an Intentionalität gerechtfertigt (das Gewollt-Wüchsige): Der Mensch gibt auch hier den Anstoß, die Natur wächst dann selbst in die gewünschte Richtung (ein Mehr an Muskeln, Ausdauer, Schnelligkeit etc.). Übrigens kennzeichne ja gerade das in aller Freiheit intendierte Handeln die Natürlichkeit des Menschen. Wenn sich letztere beim Hochleistungssport verändere (Muskelmasse, Herzgröße, Pulsfrequenz), so sei dies – als Sonderform des Sportes – eine natürliche Künstlichkeit, und dennoch kein Biofakt (naturähnliches Kunstprodukt).

Ab Kapitel 3 setzt sich die Autorin mit der Natürlichkeit des Trainings und dem Artefakt des Dopings auseinander. Ihre eigenen Überlegungen und Formulierungen erhalten Gewicht durch verlässliche Zitate aus den letzten zehn Jahren (wieder Birnbacher, aber auch President's Council 2003, Schöne-Seifert, Hans Lang, Karafylis, aber auch Habermas, Spaemann, DeCoubertin und Aristoteles). Es gilt die einheitliche Formulierung, dass Training die Natur befördert, während Doping die Natur vergewaltigt, indem es natürliche Prozesse umgeht, beschleunigt, übersteigt und letztlich pervertiert, nicht zuletzt aufgrund grotesker (hormonbedingter) Veränderungen im Aussehen, die weit außerhalb des naturgegebenen Formenspektrums liegen.

In Kapitel 4 geht es schließlich um die schwierige Definition von Doping. Und doch wird die Sache plötzlich einfach: Doping ist nämlich alles, was auf der aktuellsten Liste der World-Antidoping-Association (WADA) zu finden ist! Was zunächst wie eine schlechte Tautologie klingt, stellt sich im Lauf der Diskussion durch die Autorin als schmerzlicher Minimalkonsens heraus: die soziale Ächtung als Ausdruck der gemeinsamen Ablehnung der als Doping gekennzeichneten Verhaltensweisen (C. Prokop, 2000). „Unfair“ ist Doping schon aufgrund der Verletzung der Chancengleichheit (Gerechtigkeit). Offen bleibt die Frage nach der Verbesserung des Sportgerätes (Speer mit besonderen Flugeigenschaften, gleitfähiger Schwimmanzug, optimierter

Skibelag etc.), die nicht allen Athleten gleichermaßen zu Gebote steht. Eigene Fragen betreffen Heilmittel, die z. B. asthmakranken Sportlern erst aus dem Negativ zur neutralen Gesundheitsnorm verhelfen, und dies mit Medikamenten, die (mit eben dieser Einschränkung) auch auf der Dopingliste zu finden sind – um nur ein Beispiel zu nennen. Ferner muss die Intention des Dopings als Grenzüberschreitung der sportlichen Ziele des „Trying“ und „Achieving“ erwiesen sein – was in der Jurisdiktion des Einzelfalles problematisch sein kann.

Im fünften und letzten Kapitel geht es um die Ethik des Dopingverbots, welches die Natürlichkeit beim Sport zu einem schützenswerten Gut macht. C. Pawlenka entdeckt zunächst in den (Spiel-)Regeln des Sportes jenes „ästhetische Fundament“, auf dem die Akteure „das faszinierende Gebäude ihres realen Leistungsaktes errichten“, der auch die Möglichkeit des Misslingens einschließt. Sie begibt sich aber auch auf das schwierige Terrain der „Gattungsethik“ nach Habermas (2001) gegenüber dem „Common Body“ nach Gebauer (2000). Habermas schien (vor zehn Jahre noch) fasziniert von einer genetisch manipulierbaren Selbsttransformation unserer Gattung als Mensch. Solch eine Autoevolution der menschlichen Natur würde „ethisches Neuland“ bedeuten. Demgegenüber prägte Gebauer im Common Body (analog zum Common Sense) jene Grenze, deren Überspringen ein starkes Argument gegen den Einsatz von Gentechnologie zur Leistungssteigerung bilde. Ein Gen (oder eingebauter Computerchip) mit der Befähigung zu einer gewaltigen Sportleistung würde die Ehrfurcht vor dieser zweifellos vermindern, so als ob Stahlfederbeine oder Schwimfflossen im Spiel gewesen wären. So würde auch den natürlichen Anlagen eine Art von zu schützendem Natur- bzw. Kulturerbe zgedacht (L. Siep, 2005).

Weniger spektakulär geht es zu, wenn von jenen Medikamenten gegen Lampenfieber, übermäßige Wettkampf-(Prüfungs-)Angst oder Händezittern die Rede ist, die zwar auf der Liste der WADA stehen, aber nur für gewisse Disziplinen gelten.

Letztlich ist zu entscheiden, ob es sich um die Herstellung einer Chancengleichheit durch Behebung eines Mankos handelt (Therapie!) oder Enhancement – was nicht immer leicht zu unterscheiden ist. Die Autorin stellt sich auch klar gegen jene Universalisierung des Dopingverbots, das vom US President's Council empfohlen wird und auch für Künstler und andere gestresste Berufsgruppen diskutiert wird.

Also nur Dopingverbot für den Sport? Darunter versteht aber die Autorin – wie eingangs zu beobachten war – ausschließlich den kompetitiven Sport. Andere Spielarten der sportlichen Hochleistung ohne Wettkampf wie privates Klettern, Showsport (Akrobatik, Eisrevue etc.), extremer Hobbysport (Rad, Ironman etc.) werden nicht berührt, obgleich der Fitness-Wahn bereits unter Jugendlichen zu alarmierendem Doping-Konsum geführt hat, insbesondere wenn Bewunderer hofiert und Neider frustriert werden sollen – ganz zu schweigen von den nicht primär körperlichen, aber durchaus kompetitiven Spielen wie Schach, Bridge, Scrabble, Boccia, etc., die ein differentes, potentiell nicht minder gefährliches Doping oder Enhancement nützen, soweit verfügbar. Ruft dies auch die WADA auf den Plan? So gesehen wäre ein universelles Dopingverbot neu zu diskutieren.

Diese Schrift ist der ehrgeizige Versuch einer jungen Dozentin für Philosophie (und Sport), die Sache von Ethik und Doping von Grund auf zu erörtern. Sie schafft dies in groben Zügen und mit einer Riege von prominenten Zitaten, sodass sich auch für interessiertes Schmökern eine Fülle von Anregungen bietet.

F. Kummer